

INA BACH
Goldene Zeiten
Die Münchner Ärztinnen

Ina Bach

Goldene Zeiten

Die Münchner Ärztinnen

Roman

GOLDMANN

Originalausgabe

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Januar 2025

Copyright © bei Ina Bach

Copyright © dieser Ausgabe bei

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Montasser
Medienagentur, München.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München

Umschlagmotiv: akg-images

Magdalena Russocka/Trevillion Images

FinePic®, München

LK · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20674-2

www.goldmann-verlag.de

Für
Therese Wallner und Gretel Preller

Residenzstadt München

Herbst 1902



Klinikviertel

13. November | chirurgische Abteilung, Königliche
Universitätskinderklinik, Lindwurmstraße 4

Ein Schwall Wasser schwappte über den Rand. Mit letzter Kraft hievte Elsa die Waschschüssel auf den Utensilientisch, rieb die Hände an ihrer Wärterinnentracht trocken und schob eine verschwitzte Locke zurück unter die Haube. Das Mädchen auf dem Operationstisch war bis auf die Knochen abgemagert, Angst flackerte wie Leuchtfener in ihren Augen, und ihr Zittern ließ die sterilisierten Instrumente in der Blechwanne leise scheppern.

Wieso brachten Eltern ihre kranken Sprösslinge nicht früher her? Bedürftige wurden im Haunerschen Kinderspital umsonst behandelt, trotzdem warteten Mütter und Väter viel zu oft, bis der Tod seine Krallen nach ihren Lieblingen ausstreckte. Die zwölfjährige Rahel war da keine Ausnahme. Elsa hatte ihre Krankenakte gestern heimlich durchgeblättert. Nach einem schweren Scharlachverlauf vor fünf Jahren hatten sich die Kiefergelenke erst entzündet und schließlich versteift. Weiter als zwei Millimeter brachte das Mädchen die obere und untere Zahnreihe nicht mehr auseinander. Essen war schier unmöglich, alle unblutigen Behandlungsversuche waren gescheitert. Natürlich, denn Heilung brachte bei Kieferankylosen nur eine Operation.

Die Rollen des alten Hockers quietschten, als Professor Herzog, der Leiter der chirurgischen Abteilung, an den Operationstisch heranrutschte und in die Hände klatschte. »Bevor wir anfangen, Rahel, musst du mir noch verraten, was deine Leibspeise ist?«

Sein Ablenkungsmanöver verpuffte, die Instrumente in der Wanne sangen ihr Lied von der Angst nur noch lauter, doch so schnell gab Herzog nicht auf. Er rieb sich über den Bauch, als befrage er nun das Orakel. »Lass mich raten. Was isst du wohl am liebsten? Ich wette, es sind Latkes. Stimmt's?«

Volltreffer. In Rahels blassem Gesicht regte sich etwas. Elsa schmunzelte. Herzog konnte gut mit seinen kleinen Patienten, er behandelte sie nie wie reine medizinische Anschauungsobjekte. Er scherzte und knuffte und nahm ihnen den Schrecken, wann immer er konnte. Außerdem war er einer der wenigen Mediziner, die nicht durch Wärterinnen und anderes Hilfspersonal hindurchsahen.

»Als Bub war ich an Chanukka oft zu Gast bei meinem besten Freund. Seine Mutter macht die knusprigsten Kartoffelpuffer, die man sich vorstellen kann. Und weißt du was, kleine Rahel?« Er stupste mit dem Zeigefinger gegen die Nase des Mädchens, obwohl Schwester Rosalia ihr gerade das Gesicht mit Sublimatlösung bepinselt hatte und die Prozedur nun wiederholen musste. »Wenn am 24. Dezember euer Lichterfest beginnt, dann kannst du dir einen ganzen Reiberdatschi auf einmal in den Mund schieben. Mit extra viel Apfelmus.«

Dass dafür noch einiges nötig war, wusste Elsa, auch wenn sie nur als Wärterin im Kinderspital arbeitete. Jeder Schnitt konnte den Nervus facialis verletzen. Narben ließen sich nicht vermeiden, doch wenigstens sollte nicht auch noch eine Lähmung Rahels hübsches Gesicht entstellen.

»Dann zeigen Sie mal, was Sie gelernt haben.« Herzog stand auf und machte Platz für seinen Assistenten.

Doktor Horz hatte direkt nach seiner Approbation reichlich Gelegenheit gehabt, in der Chirurgischen Klinik in der Nußbaumstraße Erfahrungen zu sammeln, und wollte sich nun als

Kinderchirurg weiterbilden. Man hörte nur Gutes, auch Herzog war sehr zufrieden mit ihm. Den anderen Assistenzarzt, Doktor Schander, kannte Elsa bislang nur flüchtig. Er war hier, um die Narkose einzuleiten und zu überwachen.

Lieband gern hätte Elsa bei der Operation assistiert. Mit einem leisen Seufzer griff sie nach der etwas kleineren Schüssel mit dem abgestandenen Wasser, drehte sich zur Seite, um mit dem Ellbogen die Klinke herunterzudrücken, und zwinkerte Rahel zum Abschied zu. Am Spätnachmittag wurde der neue Diphtheriepavillon eingeweiht, sie musste in der Küche mit anpacken. Es gab noch jede Menge zu ...

Das Türblatt knallte ungebremst in ihren Rücken. Elsa japste nach Luft, und die Schüssel rutschte ihr aus den Händen. Sie fiel zu Boden, das Wasser spritzte bis zu ihren Knien hoch.

Wie damals.

Alles war auf einen Schlag wieder da. Die Ohnmacht. Die Panik. Ihre Angst. Elsa nahm den erstbesten Lappen, ging in die Hocke und wischte die Bescherung auf. Über ihr schossen Worte hin und her, sie verstand kaum etwas davon, denn mit jedem Handgriff fiel ihr das Atmen schwerer.

»Können Sie nicht aufpassen?«

Auch die scharfe Frage des zweiten Assistenten drang kaum durch die vielen Erinnerungsfetzen, die in Elsa hochstiegen. Wie das Wasser brach. Mitten im Hörsaal. Vor den Studenten und Professoren. Wie sie die Waschschüssel zu Boden riss, um die Ungeheuerlichkeit zu vertuschen, und sich anschließend hinaus auf den Gang schleppte. Wie sie keine halbe Stunde später ein Kind zur Welt brachte. In der Maschinistenkammer. Ein kaum lebensfähiges Mädchen. Viel zu klein und doch eine große Kämpferin. Die gegen jede Wahrscheinlichkeit überlebte. Die Elsa trotz allem lieben lernte und die am Ende doch verloren ging.

Tränen stiegen ihr in die Augen. Tilda wäre jetzt drei Jahre alt, und Elsa hatte keine Ahnung, wo ihr Kind war oder ob es überhaupt noch lebte.

Ein Bart drängte sich vor das süße Gesicht ihrer Tochter, Herzogs warme graue Augen forderten Aufmerksamkeit ein und holten Elsa zurück ins Hier und Jetzt. Der Professor nahm ihr den Lappen aus der Hand, packte sie an den Armen und zog sie hoch.

»Geht es Ihnen gut?«

»Natürlich.« Sie nickte tapfer. Wappnete sich. Selten ließ sie zu, dass jemand hinter ihre Fassade blickte. Die Mauern standen hoch. Abgesehen von Josef, dem Maschinisten, der gerade in ein Leberwurstbrot gebissen hatte, als sie seine Kammer zur Gebärstube umfunktioniert hatten, und Lulu, der Tochter des Direktors, die bei der Geburt dabei gewesen war und ohne die Tilda nicht überlebt hätte, wusste niemand im Spital Bescheid. Wer käme schon auf die Idee, dass ausgerechnet die stille, pflichtbewusste Wärterin die Mutter des Findelkindes war, das man an jenem Tag auf den Stufen zum Portal des Kinderkrankenhauses gefunden hatte?

Elsa nahm die Schultern zurück und atmete tief ein. Erst jetzt bemerkte sie Oberin Amalberga, die noch immer die Klinke in der Hand hielt.

»Sehr wahrscheinlich ein Milzriss und mehrere Knochenfrakturen. Direktor von Ranke braucht Ihre Hilfe, Professor Herzog. Sie müssen sich beeilen. Es geht um Leben und Tod.«

Die Vorsteherin der Barmherzigen Schwestern, die sich im Kinderspital um Pflege und Hauswirtschaft kümmerten, nickte in Richtung Operationstisch. »Ich fürchte, die Doktoren Horz und Schander müssen ohne Sie auskommen, Herr Professor. Die Männer der Freiwilligen Rettungsgesellschaft haben den Jungen gerade eingeliefert. In der Isarapotheke, wo man ihn notdürftig

verarztet hat, wurde viel Zeit vergeudet. Er liegt schon im OP-Saal der Inneren.«

Herzog ließ Elsas Arm los und wandte sich an die Assistenzärzte. »Sie haben es gehört, meine Herren. Geben Sie Ihr Bestes.«

Horz wuchs um ein ganzes Stück in die Höhe. »Seien Sie unbesorgt, ich habe diese Operation bereits ein halbes Dutzend Mal ...«

Herzog winkte ab. »Ich weiß. Sie haben mein volles Vertrauen.« Er wandte sich an Doktor Schander. »Professor von Ranke sagte mir, Sie hätten reichlich Erfahrung mit Inhalationsnarkosen?«

Der Assistent nickte.

»Das hier ist demnach nicht Ihre erste eigenhändig durchgeführte Chloroformierung?«

»Mitnichten, ich ...«

»Hören Sie im Zweifelsfall auf Schwester Rosalia, sie kennt sich aus.«

Oberin Amalberga räusperte sich. »Wie ich vorhin bereits sagte«, ihr Blick glitt über Elsa und die am Boden liegende Waschschüssel, »Direktor von Ranke wünscht, dass Schwester Rosalia gemeinsam mit mir bei der Notoperation assistiert.«

»Dann müssen Sie übernehmen.«

Elsa spürte erneut Herzogs Hand am Ellbogen.

»Wir können Rahel diese Aufregung nicht noch einmal zumuten.«

Vor wenigen Minuten hätte Elsa sich über die Planänderung gefreut, doch nun wäre ihr lieber gewesen, sie hätte auf dem Weg zur Küche ein paar Minuten für sich gehabt. Um sich zu fangen. Sie hob die Schüssel vom Boden auf, zog die Tür zu, durch die Herzog mit den Barmherzigen Schwestern davoneilte, und spürte, wie sich die Atmosphäre im Raum schlagartig veränderte.

»Haben Sie überhaupt irgendeine Ahnung, was bei einer Operation zu tun ist.«

Es war keine Frage, die Doktor Schander stellte, sondern eine Feststellung. Also blieb Elsa die Antwort schuldig. Mit männlicher Herablassung umzugehen hatte sie in den letzten Jahren im Kinderspital gelernt. Die Assistenzärzte kamen und gingen, und viele von ihnen ließen irgendwann die Maske fallen und zeigten gegenüber den Patienten – und erst recht gegenüber dem Personal – ihr wahres Gesicht. Manche früher, manche später. Es war wie ein Naturgesetz.

»Sicher gibt es irgendwo im Haus Bettpfannen, die geleert werden müssen. Das dürfte eher Ihr Metier sein.«

»Hör auf, Paul«, mischte sich Doktor Horz zu Elsas Erstaunen ein. »Jemand muss mir die Instrumente anreichen. Oder willst du das übernehmen?«

Das fing ja gut an. Elsa band sich den Mundschutz aus doppelter Mulllage um, bürstete vorschriftsmäßig ihre Hände, überprüfte die Wassertemperatur des heizbaren Operationstisches und prägte sich ein, wo Schwester Rosalia alle für die Operation und mögliche Notfälle nötigen Instrumente, Medikamente und Apparaturen angeordnet hatte. Horz inspizierte unterdessen sein Operationsgebiet, tastete hier, drückte da und machte sich ein Bild. Schander dagegen starrte nur in Elsas Richtung und hatte nichts Besseres zu tun, als ungeduldig zu schnauben. Die kleine Patientin, die immer unruhiger wurde, würdigte er keines Blickes.

Als Elsa an den Operationstisch trat und versuchte, Rahel mit einem breiten Lächeln und ein paar gemurmelten Worten die Angst zu nehmen, blaffte er sie erneut an.

»Von der schnellen Sorte sind Sie ja nicht gerade.«

Was für ein Idiot! Er kannte doch die überaus wichtigen Erfordernisse der Asepsis, hatte hoffentlich einige Vorlesungen an

Pettenkofers Hygiene-Institut gehört. Elsa jedenfalls wollte nicht dafür verantwortlich sein, dass sich Rahels Wunde entzündete, nur weil sie sich nicht die Zeit nahm, ihre Hände gründlich zu waschen.

»Dann wollen wir mal.« Doktor Horz nickte Schander zu, der seitlich von Rahels Kopf stand und das Drahtkörbchen mit dem Trikotüberzug bereithielt. Als er die ersten Tropfen Chloroform auf die Maske fallen ließ und Horz nach dem Skalpell griff, bäumte Rahel sich plötzlich auf und schlug um sich. Elsa erwischte sie gerade noch am Arm, ehe sie vom Tisch stürzte, und zog sie mit einem Ruck zurück auf die Unterlage. Sie war leicht wie eine Feder.

»Ruhig, Kleines. Alles wird gut.« Das abgehackte Schluchzen und hektische Luftholen ging Elsa durch und durch. Nur mit Mühe widerstand sie dem Drang, das Kind in den Arm zu nehmen, sterilisierte stattdessen erneut ihre Hände. »Wenn du erst schläfst, tut es nicht mehr weh, versprochen. Denk einfach an die Latkes mit Apfelmus, dann ist alles ganz schnell ...«

»Jetzt fangen Sie nicht auch noch mit diesem Unsinn an!«, regte sich Doktor Schander auf.

Elsa ignorierte ihn erneut. »Bist du gut in Mathematik?«

Zwischen all den Tränen nickte Rahel.

»Dann zieh von hundert immer sieben ab. Kannst du das?«

Sie konnte. Rahel war ein schlaues Kind, rechnete blitzschnell, und Elsa hoffte, dass die Aufgabe trotzdem mühselig genug war, um die Angst eine Weile zu verdrängen.

»Es reicht! Schnallen Sie die Patientin fest.«

Elsa warf Doktor Horz einen flehenden Blick zu, doch der hob nur die Schultern. Also zwang Elsa Rahel rücklings auf den Operationstisch und legte die Gurte um den schwächtigen Körper, obwohl sich dabei die Augen der Kleinen erneut vor Angst wei-

teten und sie hektisch nach Luft schnappte. Keine guten Voraussetzungen, denn bei einer Chloroformierung musste der Patient möglichst ruhig sein, jeder Druck auf Brust und Bauch durch Festhalten oder Festgurten war zu vermeiden.

Kaum hatte Elsa nach längerem Kampf erneut ihre Hände keimfrei gemacht und die wollene Decke mit dem sterilisierten Leinenüberzug fest um Rahels Beine gewickelt, brachte Schander die Maske in Position.

War das sein Ernst? »Warten Sie!« Elsa konnte sich nicht zurückhalten. »Geben Sie ihr noch ein paar Minuten, sonst ist die Inspiration zu ...« Tief, wollte sie sagen, doch es war zu spät.

Der Assistenzarzt senkte den Drahtkorb viel zu schnell auf Rahels Gesicht. Wenige Atemzüge später erstarb das Wehren, und sie lag still da.

»Ruhig genug?«

Es verlangte Elsa einiges an Selbstbeherrschung ab, diesem Schander nicht an die Gurgel zu gehen. Eine Atemlähmung war umso wahrscheinlicher, je schneller die Narkose eintrat. Auch Doktor Horz huschte der Schreck über das Gesicht, doch nach einigen Augenblicken bangen Wartens begann er konzentriert und umsichtig, mit genau dem richtigen Maß an Ruhe und Gelassenheit, zu arbeiten. Das beruhigte Elsa ein wenig.

Nachdem er auch beim zweiten Kiefergelenk teils mit der Fräse, teils mit Hammer und Meißel die knöchernen Verwachsungen zwischen Gelenkfortsatz, Schädelbasis und Jochbeinbogen durchtrennt hatte, atmete Elsa zum ersten Mal auf. Der neue Assistent kam gut voran, Professor Herzog hätte es nicht besser machen können. Sie reichte ihm den Stieltupfer und nahm ihm die Zange ab, dann glitt ihr Blick über Rahels nackten Oberkörper. Veränderte sich gerade ihre Atmung? Die Hautfarbe?

Elsa drehte sich so, dass Schander nicht mitbekam, wie sie Zeige- und Mittelfinger ans Handgelenk des Mädchens legte – was eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre. Der Puls war schwach und unregelmäßig, was bei Kindern unter Chloroform durchaus normal war. Gefahr drohte erst, wenn diese Erscheinungen auffällig zunahmen. Doch wer sollte eine solche Veränderung bemerken? Schander?

Nach einigen weiteren Minuten war Elsa sicher. Etwas stimmte nicht. Rahels Wangen waren zu blass, die Lippen fast weiß. »Doktor Schander, ich ...«

Er verzog das Gesicht, als stiege ihm ein übler Geruch in die Nase, also trat Elsa selbst ans Kopfteil des Tisches zwischen die beiden Ärzte und hob mit dem Daumen vorsichtig Rahels Lider an.

»Was erlauben Sie sich?«

»Ihre Pupillen sind auffällig verengt.« Elsa war jetzt alles egal. Rahels Augen sprachen eine deutliche Sprache.

»Was wissen Sie denn schon?«

»Ich war sehr oft hier im Kinderspital bei Chloroformierungen dabei.«

»Vergewissere dich, Paul. Ich bitte dich!«, drängte Horz und tupfte Blut aus der offenen Wunde. »Gerade bei jungen Patienten ist die Narkose eine heikle Angelegenheit.«

Widerwillig folgte Schander der Aufforderung des Kollegen. »Alles in Ordnung, keine Sorge.«

Doch nichts war in Ordnung. Rahel atmete immer unregelmäßiger und schwerer.

»Ihre Lippen. Sie verfärben sich bläulich. Sehen Sie doch«, drängte Elsa.

Endlich zeigte sich auf Schanders selbstgefälliger Visage ein Anflug von Unsicherheit. Schroff drängte er Elsa zur Seite.

Im selben Moment sog Horz scharf die Luft ein. »Die Blutung lässt nach«, sagte er, woraufhin Schander zwei Finger an Rahels Hals presste und bestätigte: »Puls wird schwächer.«

Der chirurgische Assistent legte den Tupfer ab und beriet sich leise mit Schander. Elsa überwachte indes Rahels Herzschlag, behielt außerdem Brustkorb und Bauch im Auge. Dann schrillten alle Alarmglocken in ihrem Inneren auf einmal. Rahels Finger zuckten. Elsa packte Horz am Kittel und zeigte auf die Hände der Patientin.

»Willkürliche Abwehrbewegungen, völlig normal«, kam Schander dem Kollegen mit seiner Einschätzung zuvor, dabei war Rahel längst in einem Stadium der Narkose, in dem jedes Bewusstsein und alle Reflexe erloschen waren. Das Zucken ihrer Finger und Hände konnten nur athetotische Bewegungen sein, ein Zeichen allerhöchster Gefahr.

»Vielleicht eine Überempfindlichkeit gegen das Narkotikum«, spekulierte Schander weiter.

Hatte sie sich verhört? Elsa war schockiert. »Wenn dem so wäre, hätten Sie das gleich zu Beginn der Narkose merken müssen. Bei einer Idiosynkrasie werden die Pupillen bereits nach den ersten Atemzügen auffällig starr und zeigen eine Neigung zur Erweiterung.«

»Was fällt Ihnen ein, mich zu belehren? Eine dahergelaufene Wärterin. Was für eine Frechheit!«

Horz blickte von einem zum anderen und kontrollierte schließlich selbst Rahels Pupillen. Das Entsetzen stand ihm ins Gesicht geschrieben, als er wieder aufsaß. »Maximal dilatiert und ohne Reaktion«, sagte er tonlos und stieß Schanders Hand beiseite, die immer noch die Maske über Rahels Gesicht hielt.

Eine Atemlähmung stand also unmittelbar bevor. Automatisch huschte Elsas Blick unter den Operationstisch zu der großen verschlossenen Glasschale, in der alle nötigen sterilisierten Instru-

mente für eine Tracheotomie bereitlagen. Hoffentlich kommen sie nicht zum Einsatz, dachte sie, spürte aber im selben Moment eine Veränderung unter ihren Fingern. »Der Herzschlag ist ...« Kaum noch zu spüren, wollte sie sagen, aber sie brachte den Satz nicht über die Lippen, denn Brust und Bauch lagen still. »Doktor Horz, sehen Sie.«

»Künstliche Respiration einleiten. Sofort!«

Schander reagierte nicht, also packte Elsa Rahels Arme, presste sie abwechselnd gegen den Brustkorb und zog sie anschließend nach oben über den Kopf.

»Was schlägst du vor?«, fragte Horz seinen Kollegen mit blecherner Stimme, während er sich vergewisserte, dass Rahels Atemwege nicht verlegt waren.

Schander griff in den Oberschrank und präsentierte eine Kanüle samt Punktionsapparat. »Blut aus dem Organismus zu entnehmen und durch sterile Kochsalzlösung zu ersetzen.«

Blut entnehmen? Elsa lief eine Gänsehaut ins Genick. Zog Horz diesen Vorschlag ernsthaft in Erwägung? Das musste sie verhindern. »Sie haben es hier mit einem Kind zu tun! Kinder sind sehr empfindlich gegenüber Blutverlusten, außerdem schlägt Rahels Herz bereits sehr schwach. Das Blutvolumen zu verringern würde sie umbringen.«

Horz überlegte. Elsa sah es ihm an. Aber natürlich wog der Einwand einer Wärterin weit weniger schwer als der Vorschlag eines Assistenzarztes.

»Bitte glauben Sie mir. Wäre Professor Herzog oder Direktor von Ranke anwesend, würde er Ihnen dasselbe raten. Keine Blutvolumenverringerung bei Kindern.«

»Lass dir von einer Wärterin nicht vorschreiben, wie du vorzugehen hast«, zischte Schander. »Wenn sich das herumspricht, bist du erledigt.«

Horz kämpfte mit sich.

»Wenn Doktor Schander so freundlich wäre, die künstliche Beatmung zu übernehmen«, versuchte es Elsa erneut, »könnte ich die Infusion vorbereiten.«

Endlich nickte Horz. »Mach schon, Paul. Tu, was sie sagt.«

Widerwillig folgte Schander den Anweisungen des leitenden Operateurs und übernahm Rahels Arme. Sofort schob Elsa das Gestell mit der großen Glasflasche neben Horz an den Operationstisch und zeigte auf die Gummischläuche und Quetschhähne. »Die Kochsalzlösung ist körperwarm«, las Elsa vom Thermometer ab. Dank Schwester Rosalia war alles für einen Notfall bereit. »Sie dürfen nicht punktieren«, versuchte Elsa den chirurgischen Assistenten ein letztes Mal leise zu überzeugen.

Horz biss die Zähne aufeinander. Dann endlich legte er ruhig und routiniert die Kochsalzinfusionen an beiden Oberschenkeln und am Oberarm. »Hoffen wir, dass Sie recht haben, Wärterin Elsa.«

Die Sekunden verstrichen zäh, ohne dass sich Rahels Zustand änderte. Horz massierte die Schwellungen, die von der Flüssigkeit um die Einstichstellen entstanden, immer wieder weg und leuchtete erneut in Rahels Augen.

Sag es nicht. Bitte, sag es nicht, flehte Elsa stumm. Solche Krisen gingen vorüber, wenn die Narkose erst abgebrochen war. Manchmal sehr schnell. Bestimmt tat Rahel gleich einen tiefen Atemzug und wachte auf. Doch nichts dergleichen geschah, stattdessen schlugen die geflüsterten Worte des chirurgischen Assistenten wie großkalibrige Geschosse in Elsas Bewusstsein ein.

»Das Herz hat aufgehört zu schlagen.«



Königsplatzviertel

zur selben Zeit | Justizpalast, Elisenstraße

Fanny schwitzte. Sie wollte nicht hier sein. Schon die überwältigende Pracht beim Gang über die Freitreppe an der Nordfassade hatte sie schier erdrückt. Noch schlimmer wurde es, als sie nach der Düsternis des Vestibüls in die lichtdurchflutete Zentralhalle des Justizpalastes trat, die bis ins vierte Stockwerk und noch höher in die Glaskuppel hinaufreichte.

Diese Zurschaustellung von Macht und Würde schüchterte sie ein. Außerdem war das hier reine Zeitverschwendung. Sie raffte die Röcke, eilte der Freundin den ersten Treppenlauf hinterher und packte sie am Handgelenk.

»Es ist sinnlos. Wann siehst du das endlich ein?«

Energisch machte sich Änny Geissler-Lee frei und reckte das Kinn. Ihre grünen Augen glänzten wie Jade, und Fanny wurde wieder einmal bewusst, wie schön die Schauspielerin mit ihren kohlrabenschwarzen Haaren und der für den landläufigen Geschmack etwas zu dunklen Haut war. »Es wird ein wahrer Massenauflauf an Publikum erwartet. Gut möglich, dass er auch kommt.«

Er. Das Phantom. Der Mann, der angeblich Ännys Freundin Rosa umgebracht hatte. Fanny schloss für einen Moment die Augen. Angeblich! Das sagte alles. Vor knapp vier Jahren war Rosa spurlos verschwunden und Monate später im Kursus für Leichenpräparation in der Anatomischen Anstalt wieder aufgetaucht. An Fannys erstem Tag. Auf Fannys Tisch. Respektive

Antons, dessen Platz als Student sie eingenommen hatte. Verkleidet als der Zwillingbruder, den die Medizin kein bisschen interessierte. Damit nahm Fanny sich nur, was eigentlich ihr zustand. Schließlich waren die Eltern nur deshalb auf die Idee gekommen, der einzige Sohn müsse Arzt werden, weil ihnen seine Schwester damit von klein auf in den Ohren lag. Aber eine Frau als Ärztin? Unvorstellbar. Ganz besonders für einen Postbeamten aus Unteriglbach und seine Frau.

Anfangs hatte Fanny jeden Tag gefürchtet, ein Professor oder Kommilitone könnte sie entlarven. Doch nichts dergleichen war geschehen. Mittlerweile hatte sie das Physikum mit Bravour bestanden, die ersten klinischen Semester gemeistert und würde im nächsten Jahr auch die Staatsprüfung schaffen. Sie gehörte zu den Besten und hatte sich den Beinamen Klassenprimus mehr als verdient. Fanny Paintner aus Niederbayern war gut in dem, wovon sie schon als junges Mädchen geträumt hatte. Sie könnte stolz und zufrieden sein, wenn nicht ihr Bruder Anton all die Lorbeeren einheimsen würde. Auf dem Papier. Es war so ungerecht.

»Jetzt komm, sonst sind alle Plätze weg«, drängte Änny und schob Fanny eine Strähne des honigblonden, locker aufgesteckten Haares zurück unter den Hut.

Sofort tastete Fanny nach den Nadeln und Bändern. Dass die befestigten Haarteile verrutschten, war stets ihre größte Sorge, wenn sie als Fanny und nicht als Studiosus Anton Paintner aus dem Haus ging.

»Alles sitzt perfekt. Mach dir nicht immer so viele Gedanken. Viele Frauen vertuschen mangelnde Fülle. Oder Länge.« Änny packte die Kragenaufschläge von Fannys neuer Eton-Jacke und zog sie mit einem sanften Ruck nach vorn über ihre weiße Blusentaille. »Und was diese andere Sache angeht, um die du dich

sorgst. Du wirkst seriöser als die strengste Gouvernante, niemand wird auf dumme Gedanken kommen.«

Bestimmt hatte Änny recht. Fanny sah aus wie ein Fräulein vom Amt. Oder eine Verkäuferin im Kaufhaus Landauer. »Du weißt, dass ich niemals mitgekommen wäre, wenn es diesen Silvesterschwur nicht gäbe?«

»Was ich dir übel nehme, um ehrlich zu sein.«

Fanny lachte. In den ersten Stunden des neuen Jahrhunderts hatten sie einen Pakt geschlossen. Den Pakt der Löwinnen. Fünf ganz unterschiedliche junge Frauen, die das Schicksal auf wundersame Weise zusammengeführt hatte, hatten sich geschworen, einander beizustehen bei ihren alltäglichen kleinen und großen Kämpfen für eine bessere Zukunft. Lulu von Ranke. Elsa Hirschberg. Ida Herzog und eben Änny und Fanny.

»Weißt du überhaupt, wo wir hinmüssen?«

»Zum Schwurgerichtssaal.«

Sie passierten das Hinterteil der überlebensgroßen Bronzefigur des Prinzregenten, durchschritten Arkaden, blickten in lange Korridore und beugten sich über schmiedeeiserne Gitter. Von den Postamenten an den oberen Treppenaufgängen lachte ein ganzes Heer an speckigen nackten Knaben auf sie herab, als machten sich die Putti über die vielen emsigen Menschen lustig, die durch ihr Reich geisterten. Es ging auch wirklich zu wie in einem Taubenschlag.

Von der Publikumstreppe im zweiten Stock gelangten die Freundinnen direkt in den Zuschauerraum des Schwurgerichtssaals. Ein Ordner an der Tür zeigte stumm auf zwei freie Plätze nahe der Schranke, die den öffentlichen Teil vom Verhandlungsraum trennte.

»Beeindruckend, nicht wahr?«

Das fand Fanny auch. Der Saal war zweigeschossig und be-

stimmt zehn Meter hoch. Drei große Fenster öffneten sich zum botanischen Garten hin und ließen viel Licht herein. Noch war der Richtertisch auf dem Podium in der Mitte der Westwand ebenso leer wie die Anklagebank an der Fensterseite und das Gestühl der Geschworenen gegenüber. Im mittleren Bereich auf den Bänken und an den Schreibpulten jedoch saßen bereits Menschen. Vermutlich Presseleute. Sowieso kam es Fanny so vor, als hätten die Zeitungen nichts anderes mehr zu berichten als von den Gräueltaten dieses Unmenschen. Dem berüchtigten Räuber Kneißl vermochte dieser Lenz Spitzendobler dennoch nicht den Rang abzulaufen. Wenngleich ihn vermutlich ein ähnliches Schicksal erwartete. Erst im Februar war die Guillotine auf das kneißlsche Genick niedergesaut. In ganz München waren deshalb Extrablätter angeschlagen gewesen, weil sein Todesurteil die Gemüter so stark erhitzt hatte. Ein besonders fanatischer Anhänger wollte sogar den Prinzregenten abstechen, weil der seinen Helden nicht begnadigt hatte.

Die Welt war verrückt. Fanny steckte zwei Finger zwischen Hals und Kragen. Ihr Gemüt war ebenfalls erhitzt, besonders da sich Änny ungeniert hierhin und dahin drehte, forschend in Gesichter blickte und konzentriert auf die Unterlippe biss. Sie war Rosas vermeintlichem Mörder nur einmal begegnet, kannte weder seinen Namen, noch wusste sie, wo er wohnte. Aber sie würde ihn wiedererkennen. Davon war Änny überzeugt. Fanny hingegen bezweifelte es. Jahre waren vergangen. Menschen veränderten sich. Außerdem war längst nicht sicher, ob der Mann wirklich etwas mit dem Tod ihrer Freundin zu tun hatte. Rosa war – zumindest sprachen die Rückstände in ihrem Magen dafür – an einer Phosphorvergiftung gestorben. Allzu oft lösten verzweifelte Frauen freiwillig und ganz ohne Zutun anderer die Köpfe von Zündhölzern in Kaffee oder Milch auf, um eine un-

willkommene Leibesfrucht loszuwerden. Rosa hatte womöglich selbst dafür gesorgt, dass ihre Schwangerschaft endete. Und sie wäre nicht die Erste, die bei dem Versuch ums Leben kam.

Komisch nur, dass man Rosa nicht tot aufgefunden, sondern aus der Isar gefischt hatte. Angeblich war sie an Kreislaufversagen im eiskalten Wasser gestorben. Das passte nicht zusammen. Zumindest in dieser Hinsicht musste Fanny Änny recht geben.

Sie legte die Hände in den Schoß. Schade, dass der Angeklagte nicht der Mann war, nach dem Änny so verzweifelt suchte. Dann könnte die Freundin endlich damit aufhören, überall nach dem Mörder ihrer Freundin Ausschau zu halten. Das Konterfei des heutigen Angeklagten schmückte seit Tagen die Titelseiten der Münchner Zeitungen. Er war nicht der, nach dem Änny suchte, trotzdem hatte seine Geschichte Signale an ihre Antennen gesandt, denn es gab Gemeinsamkeiten. Parallelen. Etwa die Isar und das zwielichtige Umfeld. Deshalb hatte Änny Fanny hierher verschleppt. Weil heute in diesem Gerichtssaal allerlei Gelichter anwesend sein würde. Leute aus dem Milieu. Vielleicht auch er.

»Mal angenommen, er ist hier. Was willst du dann tun? Die Polizei informieren? Nach so langer Zeit?« Noch so ein unausgegrenzter Aspekt in den Plänen der Freundin, der Fanny Bauchschmerzen bereitete. Wie wollte sie Rache nehmen?

Wenig überraschend ignorierte Änny den Einwand und nickte in Richtung Tür, wo der Ordner den Massen kaum noch Herr wurde. »Schau doch. Es kommen immer mehr Zuschauer.«

Als ob das die Schnapsidee rechtfertigen würde. Fanny verdrehte die Augen. Andererseits, das Interesse an Verhandlungen des Schwurgerichts war stets groß, weil hier die schweren Fälle verhandelt und von Geschworenen – Leuten aus dem Volk – entschieden wurden. Erst recht, wenn ein Meuchler wie dieser Lenz Spitzendobler vorgeführt wurde. Er hatte mutmaßlich mindes-

tens sieben junge Frauen angelockt und in der Isar ertränkt. Dirnen. Bordsteinschwalben. Leichte Mädchen. Der letzte Abschaum. Aber das Recht galt für alle gleichermaßen. Davon wollte sich das einschlägige Publikum mit eigenen Augen überzeugen. Deshalb war der Saal inzwischen rappellvoll.

Fannys Blick wanderte über die Eichenholzvertäfelung an den Wänden und die Wandmalereien darüber, die bis zur gebeizten Kassettendecke reichten. Justitia thronte in der Mitte. Rechts von ihr die Tugend, dargestellt als Triumphzug. Zwei Frauen in einem Wagen. Pferde. Festlich gewandete Männer, Frauen und Kinder. Alles wirkte harmonisch. Links dagegen das Laster. Im Hintergrund verdorrten die Bäume, die Gewänder und Haare der Figuren waren unordentlich. Eine Frau, die ihr Kind vernachlässigte. Ein toter Mann auf dem Boden. Außerdem eine Kupplerin, die eine junge Frau entblößte. Ihnen gegenüber stand ein Mann mit einer Maske. Wie bezeichnend. Fanny fühlte sich ertappt.

»Ist was? Du bist ganz blass.«

»Nein, nichts.« Aber eigentlich doch, denn sie und Änny gehörten ebenso den Lasterhaften an wie ein Großteil des Publikums. Sie verdienten ihr Geld ebenfalls mit abseitigen Stelldicheins. Da konnten ihre Toiletten noch so bieder sein, das Stigma ließ sich nicht übertünchen. Mit nichts.

Wie so oft verstand Änny, was hinter Fannys Stirn vor sich ging. Sie schnalzte leise mit der Zunge und schnippte die klammen Gedanken mit ihren Fingern einfach aus Fannys Kopf. »Schluss damit! Hör auf zu grübeln. Die Geschworenen kommen.«



Königsplatzviertel

fünf Minuten später | vis-à-vis Glaspalast, Wohnung Familie von Ranke, Sophienstraße 3/II

»Wo bist du gewesen, junges Fräulein?«

Ertappt blieb Lulu stehen und drehte sich zur Mutter um, die gerade die Treppe ins Entree herunterkam. »Auf der Theresienwiese.«

»Schon wieder?« Die Dame des Hauses hob die Brille an die Augen, die sie an einer feingliedrigen goldenen Kette um den Hals trug, und kam näher. »Wie du wieder aussiehst.« Mit dem Daumen wischte sie über die mit Sommersprossen übersäte Wange der Tochter. »Sind das Lehmspritzer?«

Lulu unterdrückte ein Stöhnen. Offensichtlich hatte nicht nur das Radfahrkostüm einiges abbekommen, sondern auch ihr Gesicht.

»Noch immer derselbe Dreckspatz wie in Kindertagen.«

Zu Lulus Entsetzen ließ ihre Mutter die Stielbrille fallen, förderte ein Taschentuch aus der Tiefen ihrer Rocktasche zutage, feuchtete es mit Spucke an und machte sich daran, ihr damit wie einer Fünfjährigen das Gesicht zu säubern.

»Hast du dich im Schlamm gewälzt?«

Wie ein Ferkel? Sicher hatte Mama Luise mit ihrem Hang zum Drama dieses Bild vor Augen. »Der tagelange Regen hat die Wege aufgeweicht«, erklärte Lulu deshalb und versuchte sich aus dem Griff zu winden. »Teilweise stand noch das Wasser in den Schlaglöchern.«

»Soso.« Die Mutter ließ nicht locker und rubbelte umso fester, zerrieb auch einige angetrocknete Klümpchen Erde zwischen den Fingern, die sie in Lulus roten widerspenstigen Haaren fand. »Du bringst uns noch die halbe Theresienwiese ins Haus. Muss das denn sein?«

Genau aus diesem Grund drehte Lulu ihre Runden normalerweise in aller Herrgottsfrühe. Noch ehe ihre Eltern bemerkten, dass sie fort war. Und normalerweise kehrte sie früh genug heim, um sich wieder in einen vorzeigbaren Zustand zu bringen. So konnte niemand Anstoß nehmen oder gar auf die Idee kommen, ihr die Ausfahrten zu verbieten.

»Kannst du dir diesen Unsinn mit den Rennen nicht aus dem Kopf schlagen?« Die Mutter seufzte tief. »»Hätte ich gehant, wie fanatisch du die Sache angehst, hätte ich deine Radfahrambitionen niemals unterstützt. Diese übertriebene Art der körperlichen Ertüchtigung schickt sich nicht für eine junge Dame. Dein Vater hat schon recht.« Luise von Ranke ließ Lulus Kinn los. »Aber du warst schon immer anders als die anderen.«

Das hörte Lulu oft. Keines ihrer acht längst erwachsenen Geschwister hatte je Scherereien gemacht. Vielleicht erinnerte sich aber auch nur niemand mehr daran. Sie waren alle viel älter als sie. Der jüngste Bruder Ludwig neun Jahre, die Zweitjüngste, Lulus Lieblingsschwester Sissy, dreizehn und Amy, die Erstgeborene, satte fünfundzwanzig Jahre. Lulu war ein Nesthäkchen par excellence. Die Leute wurden regelmäßig sprachlos, wenn sie überschlugen, wie alt ihre Eltern bei ihrer Geburt waren.

»Trotzdem musst du lernen, wie man einen Haushalt führt und sich in der Gesellschaft bewegt. Dein Vater ist wild entschlossen, dich nicht wieder vom Haken zu lassen. Als deine Schwestern in deinem Alter waren, wussten sie längst ...«

Bla, bla, bla ... Lulu hörte nicht mehr zu. »Bitte, Mama, nächstes Jahr. Du weißt doch, wie viel ich um die Ohren habe.«

»Nichts da!« Luise von Ranke legte das schmutzige Tuch auf einem Tablett ab und dirigierte die Tochter resolut ins Wohnzimmer. »Jeden Sonntag vor dem Frühstück nehmen wir uns ab heute eine Lektion vor.«

»Jeden Sonntag? Aber wann soll ich denn dann lernen? Und ins Spital gehen? Außerdem ...«

»Eine Stunde in der Woche wirst du ja wohl erübrigen können. Deine Schwestern mussten mir einen ganzen Vormittag zur Hand gehen, also beschwer dich nicht. Bis Pfingsten ist alles geschafft, wenn wir konsequent ...«

»Pfingsten!« Sofort wurden Lulus Handflächen feucht. »Können wir die Sache nicht verschieben, bis ich die Reifeprüfung hinter mir habe? Bitte, Mama. Ich flehe dich an.«

»Eine Stunde, mein Liebes.« Luise von Ranke strich ihrer Tochter eine Strähne hinters Ohr. »Wir reden von einer Stunde pro Woche. Du hast es dir selbst ausgesucht, also sieh zu, dass du alles unter einen Hut bringst. Das schaffst du schon.«

Selbst ausgesucht, das stimmte, aber Lulu war bei weitem nicht so zuversichtlich wie ihre Mutter. Allein beim Gedanken an die Prüfungstage für das Absolutorium fühlte sie Übelkeit in ihrem Magen brennen. Vielleicht hatte ihr Vater am Ende recht, wenn er sagte, dass sie sich zu schnell für etwas begeisterte und noch schneller die Lust verlor, sobald es anstrengend wurde.

»Da gerade die Saison beginnt, fangen wir mit den wichtigsten Regeln für den gesellschaftlichen Verkehr an.« Mutter von Ranke durchquerte den vorderen Teil des Wohnzimmers und erklimmte die zwei Stufen zum abgetrennten hinteren Bereich, den sie ihr Refugium nannte. »Setz dich.« Sie zeigte auf den runden, gepolsterten Hocker, nahm ein Kästchen aus dem Sekretär und stellte

es auf den kleinen Tisch. »Oberste Regel: lieber sechs Besuche zu viel als einen einzigen zu wenig.«

O nein! Das leidige Visitemachen, für Lulu der Inbegriff des Grauens. Ihr Blick glitt sehnsüchtig an der reich verzierten Standuhr vorbei zurück zu ihrem geliebten Faulenzerstuhl, dessen Fransen vom Vorbeigehen noch hin und her schwangen. Der grüne Samtbezug schimmerte einladend im Morgenlicht, und Lulu hätte sich nur zu gern hineingefläzt und ausgeruht, bis das Hausmädchen zum Frühstück rief.

»Zu Beginn der Saison im November haben jene Damen und Herren, die an den gesellschaftlichen Vergnügungen teilzunehmen beabsichtigen, ihre Besuche zu machen.«

»Aber Mama, das weiß ich doch alles längst.« Mit dieser Sitte hatte Lulu bereits mehrfach qualvoll Bekanntschaft gemacht.

»Dann weißt du sicher auch, wann man zu erscheinen hat?«

»Zwischen drei und fünf Uhr nachmittags.«

»Dauer?«

»Fünf Minuten.«

»Nicht mehr und nicht weniger, hörst du!« Die Mutter setzte sich. »Wenn du mit den Herrschaften gut bekannt oder verwandt bist, darfst du etwas überziehen, doch was über eine Viertelstunde hinausgeht, gilt als Affront.«

Lulu gähnte.

»Außerdem solltest du vorbereitet sein.«

»Worauf?«

»Die Sekunden können dahinschleichen wie Jahre, wenn man keinen Gesprächsstoff parat hat.«

Noch ein Aspekt, warum das Visitemachen bei Lulu nie zur Lieblingsbeschäftigung aufsteigen würde.

»Treffen weitere Besucher ein, darfst du dich verabschieden.«

Das hörte sich schon besser an.

»Höflicher ist es aber, noch einen Augenblick mit den neuen Gästen zusammenzusitzen.«

Jede Gelegenheit zum Abschied nutzen!, prägte sich Lulu ein.

»Vorab gibst du deine Karte ab, die deinen Besuch ankündigt.«

»Natürlich, Mama.«

»Besuchen Herr und Dame eine Dame, genügt eine Doppelkarte, separate Herren- und Damenkarten sind ebenfalls erlaubt. Besucht der Herr eine Dame, wirft er eine einfache Karte ab. Soll sie jedoch für Herr und Dame des Hauses gelten, sind ...«

Das wurde ja immer schlimmer. Lulu unterdrückte ein erneutes Gähnen, während ihre Mutter mit der Zunge die Fingerspitze anfeuchtete und das Kästchen mit den im Hause von Ranke abgegebenen Karten durchsuchte.

»Ah, hier sind sie.«

Die Fundstücke landeten vor Lulu auf dem Tisch. Natürlich waren sie von ihm. Von wem sonst? Eberhard August Wolf von Königsfeld, kurz Hardy. Ihr sagenumwobener Verlobter.

»Die Ecken sind eingeknickt. Das heißt?«

»Dass er persönlich da war, aber niemanden angetroffen hat.«

»Ein Jammer.« Die Mutter seufzte. »Aber Hauptsache, sie ist da. Du kannst dir sicher vorstellen, wie sehr sich dein Vater darüber gefreut hat.«

O ja, das konnte Lulu in der Tat. Vermutlich war er vor Glück im Dreieck gesprungen, denn wer zu Beginn der Gesellschaftsaison nicht aufs Neue seine Aufwartung machte, der drückte damit aus, dass er keinen weiteren Verkehr im betreffenden Hause wünschte. Und erst recht keine Verlobung.

Doch auf den guten Hardy war Verlass, der warf verlässlich seine Karte. Lulu wurde direkt ein bisschen schlecht von so viel Anstand und Beständigkeit.

»Vater und ich werden den Besuch demnächst zurückgeben, und dieses Mal wirst du uns begleiten.«

Was? Lulu schnellte nach vorn. »In den letzten Jahren musste ich nie mit. Vater meinte doch, das wäre nicht zumutbar, weil die Hochzeit wegen meiner Unentschlossenheit aufgeschoben wurde.«

Erneut durchsuchte die Mutter ihr Kästchen. »Diesmal ist es anders. Lies selbst.«

Mme Luise von Ranke sera chez elle chaque lundi le mois de décembre.

»Du bist im Dezember jeden Montag im Hause von Königsfeld zum Tee eingeladen?« Wieso man im gesamten Kaiserreich für derlei Einladungen immer noch die französische Form wählte, war Lulu ein Rätsel. Sie nahm das feste weiße Papier in die Hand. Vornamen, Namen und Titel waren lithografiert, nicht gedruckt, das galt als feiner. Im Hause von Königsfeld ging es sehr fein zu. Sie sah auf. »Heißt das ...?«

Luise von Ranke lächelte. »Ja. Ich denke, das heißt es.«

O nein! Das musste ein Irrtum sein. Ein entsetzlicher Irrtum sogar.

»Die Einladung zum *jour* kann nur eines bedeuten.« Luise von Ranke ergriff über den Tisch hinweg die Hand ihrer Tochter. »Hardy wagt einen neuen Anlauf. Es ist ihm nach wie vor ernst. Du darfst dich freuen.«

Freuen? Das Grafensöhnchen hatte Lulu zum Ende des alten Jahrhunderts äußerst hartnäckig den Hof gemacht. Allerdings nur so lange, bis er sie in flagranti in den Armen eines anderen erwischt hatte. In Thaddys Armen, um genau zu sein. Ein schneidiger Radrennfahrer und zufällig die Liebe ihres Lebens. Seitdem war es mit den gräflichen Verlobungsabsichten vorbei. Verständlich. Nur wusste weder Lulus Mutter noch ihr Vater

etwas davon. Die beiden glaubten immer noch, der jüngste Wolf von Königsfeld, wie man Hardy auch nannte, wolle Lulu nur etwas Zeit geben. Um die Reifeprüfung zu erlangen. Um Medizin zu studieren. Falls das Ministerium des Inneren ihr das eines Tages gnädigst gestattete. Er unterstütze solche Ambitionen, hatte Hardy Professor von Ranke versichert.

Pah! Dabei beruhte seine ach so noble Unterstützung auf einem Irrtum. Oder besser gesagt auf Feigheit. Denn ein paar Tage nachdem Hardy Lulu mit ihrem Rennfahrer erwischt hatte, wollte er diese Ungeheuerlichkeit bei Lulus Vater verpetzen. Wäre sie nicht zufällig nach Hause gekommen, hätte er es getan. Garantiert.

Doch so stotterte er angesichts ihrer überraschenden und für ihn offensichtlich sehr unangenehmen Anwesenheit nur Äh um Äh in die Luft, ohne konkret zu werden, bis sich zum Entsetzen ihres Vaters die Bruchstücke zusammenfügten. Die Verlobung des Nesthäkchens mit dem Grafensohn würde nicht stattfinden. Jedenfalls nicht in naher Zukunft. Dass wenigstens weiterhin Hoffnung bestand, war der Strohalm, an den sich der Vater seit über drei Jahren klammerte.

Das Schlimmste jedoch war: Ohne Hardys Ausflüchte, die vor lauter Gestammel zur Fürsprache in Sachen Frauenbildung wurden, hätte der Vater Lulu bestimmt nicht erlaubt, die privaten Gymnasialkurse für Damen zu besuchen, die es seit Beginn des neuen Jahrhunderts in München gab. Vielleicht nahm Lulu Hardy dieses Detail am meisten übel. Dass sein aus Feigheit geborenes Verständnis ihr ungeahnte Möglichkeiten eröffnet hatte. Denn Lulus Traum, Ärztin zu werden, hatte der Vater bis dahin als kindische Hirngespinnste abgetan. Er tat es noch immer, was Lulu tief verletzte. Allein dank Hardys vermeintlich andauernden Avancen konnte Lulu ihren Traum verfolgen. Deshalb blieb

ihr nichts anderes übrig, als jede Kröte zu schlucken, die man ihr in Sachen Eberhard August Graf von Königsfeld hinwarf, und musste ihm dafür auch noch dankbar sein.

»Ich freue mich«, sagte Lulu deshalb zahm und rang sich ein Lächeln ab. »Sehr sogar.«

Wieso Hardy den Verlobungsirrtum nicht längst aufgeklärt hatte, war ihr ein Rätsel. Lulus beste Freundin Ida, Professor Herzogs Tochter, behauptete steif und fest, es liege daran, dass Hardy sich immer noch Hoffnungen machte, aber das konnte nicht stimmen. Auf keinen Fall.

»Interpretierst du in diese Teegesellschaft nicht etwas viel hinein, Mama?« Der unbekümmerte Ton kostete Lulu Mühe. »Immerhin schließe ich erst im nächsten Jahr mit der Schule ab, und dann will ich ja noch Medizin studieren.«

»Ich weiß, ich weiß, es ist sehr nobel von Eberhard, dir so viel Zeit zu geben.«

Nobel? Die geschluckte Kröte drohte Lulu zu ersticken. Das falsche Lachen ebenso.

»Gut Ding braucht Weile. Die von Königsfeld gehen es langsam an. Das ist bekannt. Jedenfalls zieht dein Vater dieselben Schlüsse wie ich.«

»Bestimmt war er in den letzten Tagen deshalb so gut gelaunt.« Lulu hatte sich schon gewundert.

»Nicht nur.« Luise von Ranke lehnte sich zurück und verschränkte die Hände im Schoß. »Dass endlich der neue Diphtheriepavillon in Betrieb ist, trägt ebenfalls seinen Teil bei. Apropos ...«

»Ja?«

»Könntest du heute bei der Einweihung ausnahmsweise ...«

Den Rest hörte Lulu nicht mehr. Am Stövchen für die Teekanne lehnte ein Brief. Mit seiner Handschrift. Wieso war ihr das

nicht früher aufgefallen? Sie wollte nach dem Kuvert greifen, aber die Mutter kam ihr zuvor und legte es außer Reichweite.

»Hast du mir zugehört?«

»Natürlich.«

»Dann wirst du dich heute also vor den Gästen wie eine wohl-erzogene junge Dame präsentieren?«

»Ich werde mein Bestes geben.« Lulu ließ die Litanei an Ermahnungen und Anweisungen über sich ergehen und fürchtete, ihr Herzschlag könnte der Mutter morsen, wie es um sie stand.

Der Brief war von ihm. Von Thaddy. Mit falschem Absender versehen, damit die Eltern keine Fragen stellten. Eine lieb gewonnene Freundin aus der letzten Sommerfrische, die gerade Europa und Übersee bereiste, ließ sporadisch von sich hören. Ganz harmlos. Von wegen, Thaddy war überhaupt nicht harmlos. Er verschlang Lulu mit Haut und Haar, wenn er da war. Nur leider strampelte er sich als aufstrebender Profirennfahrer den Großteil seiner Zeit über die Radrennbahnen der Welt. Lulu war es ein Rätsel, wie er immer wieder diese verschnörkelte Damenschrift hinbekam. Es war ihr auch egal, Hauptsache in dem Brief stand nicht, dass er irgendwo ein anderes Mädchen gefunden hatte, sondern dass er bald zu ihr nach Hause kam. Sie hatte ihn schon so lange nicht gesehen.

Mutters Zeigefinger tippte fordernd auf den Tisch. »Dann ist es abgemacht?«

»Was?«

»Dein Vater möchte, dass du zur Feier des Tages das neue Kleid anziehst. Bitte tu ihm den Gefallen.« Die Mutter schnippte gegen das Kuvert.

Sie hätte alles von Lulu verlangen können, wenn sie ihr nur endlich den Brief gab. »Meinetwegen.«

Keine der weiteren ausschweifenden Belehrungen fand den Weg bis in Lulus Ohren, keine einzige verfiel auch nur im Geringsten. Sämtliche Kapazitäten waren mit einer Sache oder vielmehr mit einer Person beschäftigt: Thaddy. Er war alles andere als ein großer Schreiber. Eigentlich nannte er meist nur Tag und Uhrzeit seiner geplanten Rückkehr. Aber das genügte. Sobald er sie in die Arme schloss, war alles gut.

Als Lulu endlich entlassen war, rannte sie immer zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinauf und schlug die Tür ihres Zimmers hinter sich zu. Voller Ungeduld riss sie das Kuvert auf und ließ es zu Boden fallen. Das dünne Briefpapier zitterte in ihren Händen, als sie es auseinanderfaltete.

Meine süße, widerspenstige Circe,

am 20. Dezember kehre ich heim, dann werde ich dir deine Skepsis gegenüber den Göttern austreiben. Das Pfund Kummer, das du durch die lange Abwesenheit deines Odysseus erlitten hast, wird tausendfach vergolten. Versprochen.

Dein T

Lulu blieb kurz die Luft weg. Von wegen kein großer Schreiber! Einige sehr unsittliche Bilder flackerten durch ihre Gedanken. Dann warf sie Arme und Papier in die Luft und ließ sich rücklings aufs Bett fallen. Thaddy hielt sich also immer noch für einen Gott. Und sie war die Nymphe, die alles tun würde, um ihn vor dem Gesang der Sirenen zu feien.



Klinikviertel

zur selben Zeit | chirurgische Abteilung, Königliche
Universitätskinderklinik, Lindwurmstraße 4

»Kein Puls.« Horz nahm die Finger von Rahels Halsschlagader, drehte sich einmal um die eigene Achse und stampfte mit dem Fuß auf. »Verdammt!«

»Hättest du mal besser auf mich gehört.« Schander legte Rahels Arme ab. »Ich hab's dir gesagt.«

»Sei bloß still!« Der chirurgische Assistent riss sich die Haube vom Kopf, die er zum Schutz vor dem Chloroformnebel trug, und fuhr zu dem Kollegen der inneren Abteilung herum. »Das ist allein deine Schuld. Die Patientin war viel zu aufgeregt, du hast die Narkose zu schnell eingeleitet, und deine Pflichten als Narkotiseur hast du auch vernachlässigt. Nicht nur die Wärterin hat das erkannt, auch ich bin nicht mit Blindheit geschlagen. Damit das klar ist!« Horz trat so dicht vor Schander, dass seine Nasenspitze fast das Kinn des Größeren berührte. »Glaub ja nicht, dass ich das auf meine Kappe nehme. Du bist hierfür verantwortlich. Du ganz allein!«

»Hast du sie noch alle?« Schander lachte kalt. »Man muss sich das Mädchen doch nur ansehen. Hochgradig unterernährt. In einem solchen Zustand hätte man sie gar nicht operieren dürfen. Das war der erste Fehler. Außerdem könnte sie eine angeborene Herzschwäche haben. Oder der Blutverlust war zu hoch. Weil du herumfuhrwerkst wie ein Metzgerlehrling. Und so jemand will Chirurg sein!« Er stemmte die Arme in die Seiten. »Fall mir also

besser nicht in den Rücken, das wirst du bereuen. Mein Vater ist Vorsitzender im Komitee für ...«

Elsa hatte längst Rahels Handgelenke gepackt und führte an Schanders Stelle die künstliche Beatmung fort. Sie einfach aussetzen konnte die schlimmsten Folgen für das Mädchen haben. Trotzdem vergeudeten die Herren ihre Zeit lieber mit Zankerei und gegenseitigen Anschuldigungen, anstatt zu handeln. »Schluss jetzt!«, fuhr Elsa die beiden an. »Tun Sie etwas. Es kommt auf jede Sekunde an.«

Im Operationszimmer wurde es mucksmäuschenstill. Dann packte Schander Elsa am Arm, riss sie von Rahel fort und zog sie zu sich heran. »Wenn Sie hier noch einmal das Maul aufreißen, Sorge ich höchstpersönlich dafür, dass Sie noch heute aus dem Spital entfernt werden. Ist das klar! Kein Wort, das gesprochen wurde oder noch wird, dringt nach außen. Haben wir uns verstanden!«

Elsa biss die Zähne zusammen, der junge Assistenzarzt tat ihr weh, aber das war im Moment völlig nebensächlich. Sie musste die Beatmung fortsetzen, unverzüglich. Mit aller Kraft versuchte sie sich loszureißen, was aber erst gelang, als Horz Schander im Vorbeigehen anrempelte und nun selbst begann, Rahels Arme auf und ab zu bewegen. Elsa war noch auf der Suche nach sicherem Stand, als das Gezanke der Assistenten von vorn begann.

Dass gerade ein Kinderherz aufgehört hatte zu schlagen, schien die beiden weit weniger zu kümmern als die Konsequenzen, die ein solcher Fehler zu Beginn ihrer Karrieren für sie haben könnte. Elsa straffte die Schultern, schluckte jede Zurückhaltung hinunter und stieß Schander Zeige- und Mittelfinger hart gegen die Brust. »Sie beginnen jetzt gefälligst mit der Herzmassage, anstatt nur herumzustehen und mir zu drohen. Wir lassen dieses Kind nicht sterben. Auf keinen Fall!

Sonst werde ich Professor Herzog und den Herrn Direktor über Ihre Unfähigkeit in Kenntnis setzen.«

Schander klappte den Mund auf und wieder zu, zischte ihr durch zusammengebissene Zähne ein »Das wird ein Nachspiel für Sie haben« ins Gesicht, trat aber dann zu Elsas grenzenloser Erleichterung an Rahels linke Seite. Ruhig legte er den Daumenballen der geöffneten rechten Hand an die Stelle, wo normalerweise der Herzspitzenstoß zu fühlen war, und begann mit raschen kräftigen Bewegungen die Herzmassage.

Zu kräftig? Elsa war sich nicht sicher. *Du musst nicht fürchten, zu fest zuzudrücken*, hatte ihr Vater einmal gesagt, aber galt das auch für einen starken Kerl wie Schander? Sie sah auf die Uhr, zählte mit. Zu langsam war er auf jeden Fall. »Schneller. Wir brauchen mindestens einhundertzwanzig Kompressionen pro Minute.« Sie gab ihm den Takt vor.

Horz wechselte unterdessen zum Kopfteil, schob die Hände unter Rahels Schulterblätter und drückte mit den Daumen von oben dagegen, um dann im langsamen Rhythmus einer Inspiration Atembewegungen zu simulieren.

Was jetzt? Elsa überlegte. Durch Einblasen von Luft ließen sich die künstliche Respiration unterstützen und das Atemzentrum anregen. Mit dem Mund? Besser ging es mit einem ...

Sie riss nacheinander die unteren Schubladen des Schrankes auf, holte den Blasebalg und eine Schlundsonde heraus und hielt sie Horz entgegen. Der zuckte nur mit den Schultern, also legte Elsa beides auf die Ablage und versuchte sich an die Worte ihres Vaters zu erinnern. Man musste die Ursache kennen, um die richtigen Maßnahmen zu ergreifen. In Rahels Fall war die Konzentration des Chloroforms im Blutplasma zu hoch. Daran bestand für Elsa kein Zweifel. Da ihr Herz nicht mehr schlug und das Blut durch die Herzmassage nur noch mäßig durch die Adern

gepumpt wurde, nützte die subkutane Infusion kaum etwas. Die Kochsalzlösung gelangte nicht mehr in den Kreislauf. Kurzent-schlossen klemmte Elsa die drei Infusionsschläuche ab und zog die Nadeln aus Rahels Körper. Dann nahm sie einen Gummi-schlauch von der Ablage, zurrte ihn um den Arm des Kindes, klopfte mit den Fingern in die Ellenbeuge, bis die große Arm-vene hervortrat, und ... »Halt! Dazu sind Sie nicht befugt«, rief Schander aus, doch Elsa schob den Trokar, den sie aus einem ste-ri-len Behälter entnahm, einfach hinein. Sie öffnete das Quetsch-ventil und wartete, bis aus Schlauch und Nadel Kochsalzlösung oder vielmehr Blut rann, ehe sie beides ineinandersteckte.

Nachdem das geschafft war, trat sie einen Schritt zurück. Horz war voll und ganz darauf konzentriert, die Beatmung durchzu-führen. Schander keuchte, Schweiß stand ihm auf der Stirn. Die hohe Frequenz bei der Herzmassage aufrechtzuerhalten war anstrengend. Ihm blieb keine Luft, um weitere Drohungen aus-zustoßen, aber jedes Mal, wenn sein Blick Elsa streifte, wurde ihr angst und bang.

Sie war nicht sicher, ob die intravenöse Infusion und damit herzkärkende Manipulation bei Herzstillstand eine adäquate Maßnahme war. Egal. Immer noch besser, als die Hände in den Schoß zu legen, außerdem blieb das Blut dank der Herzmassage in Bewegung. Elsa griff mit der Zange eine sterile Kompresse und breitete sie über Rahels offene Wunden im Gesicht. Gab es noch etwas, das sie tun konnte?

Ihr fiel ein, dass man mittels Magenspülungen die Ausschei-dung des Narkotikums ebenfalls beschleunigen konnte. Aber galt das auch bei Herzstillstand? Elsa hatte keine Ahnung. Von einer Sekunde zur nächsten überkam sie eine solche Trostlosig-keit, die auch das letzte Fünkchen Hoffnung in ihr erstickte. Wäre Rahel zu retten gewesen, wenn sie früher den Mund aufge-

macht hätte? Wenn sie in den letzten Jahren mehr Wissen angehäuft hätte?

Elsa wurde die Kehle eng, ihre Knie begannen zu zittern. Völlig am Ende zog sie den Hocker ans Fußende des Operationstisches und setzte sich, ehe sie noch zusammenbrach.

Unter Schanders kräftigen Stößen schlenkerten Rahels Arme und Beine wie die Glieder einer Marionette. Die Decke war längst zu Boden gefallen. Elsa hob sie auf, wickelte die dünnen Beine wieder darin ein und hielt sie fest. »Na los, kleine Rahel. Komm zurück!«, flehte sie leise. Seit dem Herzstillstand waren nur wenige Minuten vergangen, aber ihr kam es vor wie eine Ewigkeit.

Da ging die Tür auf. Professor Herzog und Schwester Rosalia kamen herein und erfassten die Situation binnen Sekundenbruchteilen, doch ehe sie eingreifen konnten, ging ein Ruck durch den Körper des zarten Mädchens. Die Zehen zwischen Elsas Fingern bewegten sich.

»Sie atmet«, sagte Horz.

Schander setzte die Kompressionen aus und fasste an die Halsschlagader. »Der Puls ist auch wieder da.«



Königsplatzviertel

gegen Mittag desselben Tages | Schwurgerichtssaal Justizpalast, Elisenstraße

Endlich rief der Saaldiener eine Pause aus. Fanny konnte ihr Glück kaum fassen, als der Hammer niedersauste und sich das bunt gemischte Publikum von den Plätzen erhob.

»Hast du ihn entdeckt?«, fragte sie Änny anstandshalber, obwohl sie die Antwort kannte.

»Nein.« Die Freundin drückte den Rücken durch. »Vielleicht ist er draußen auf den Gängen und wartet, bis ein Platz frei wird. Lass uns nachsehen.«

Fanny stöhnte leise. Die Suche nach Rosas Mörder entwickelte sich zur Obsession. Änny steigerte sich da in etwas hinein. »Hinterher gehen wir schnurstracks nach Hause, damit das klar ist.« Wenigstens die dringlichsten Hausarbeiten wollte sie noch erledigen, wenn sie schon ihre Vorlesungen für dieses hoffnungslose Unterfangen schwänzte.

»Meinetwegen«, gab Änny nach.

Das Gedränge war kolossal. Sie brauchten ewig, bis sie durch die Tür gelangten. Unter den Arkaden wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Die meisten Leute redeten zwar gedämpft, doch manch einer verwechselte den Justizpalast mit dem Viktualienmarkt. Fanny schämte sich. Sie wollte weniger denn je hier sein. Erst recht nicht, als Änny begann, allen Männern, die mit dem Rücken zu ihr an den Geländern standen, auf die Schulter zu klopfen, nur um stante pede »Oh, Verzeihung, ich habe Sie wohl verwechselt« hinterherzuschieben.

»Es reicht. Wir gehen.« Fanny hakte die Freundin unter und zog sie energisch in Richtung Treppe. Als sie über die Brüstung nach unten sah, blieb ihr fast das Herz stehen. Im Erdgeschoss der Zentrallhalle schwärmte gerade ein gutes Dutzend Gendarmen der königlichen Schutzmannschaft aus. Auch von den Treppen über ihnen, aus den Korridoren und Türen, von überallher plätscherten dunkelblaue Waffenröcke herab wie Schampus von einer Sektpyramide. Ein Uniformierter stürmte mit großen Schritten auf sie zu.

Änny verspernte ihm den Weg. »Was ist hier los, wenn ich fragen darf?«

Der junge Mann musterte die Schauspielerin von oben bis unten, wiederholte die Prozedur bei Fanny und ließ sich erst dann zu einer Antwort herab. »Eine Razzia.«

Fanny fuhr der Schreck in alle Glieder.

»Warum?«, wollte Änny erfahren.

Der Gendarm zögerte erneut, ehe er sich vertraulich vorbeugte. »Ein paar von den verehrten Zuschauern werden wohl heute noch zur polizeilichen Sistierung gelangen«, sagte er so langsam, als spräche er mit einem Kind. »Insbesondere für ein paar liederliche junge Damen, die sich uns seit längerem entziehen, springt eine kostenlose Fahrt mit dem Zeiserlwagen in das bekannte rote Haus an der Weinstraße heraus. Oder gleich weiter ins Arbeitshaus, wenn es sich um Wiederholungstäterinnen handelt.«

»Sie werden zur Feststellung der Personalien auf die Wache gebracht?«, fragte Änny. »Alle?«

»So lautet der Befehl, jawohl.«

Wer regelmäßig gegen sittenpolizeiliche Verbote verstieß, wurde einkassiert? Fanny bekam keine Luft mehr.

»Das gilt doch sicher nicht für uns?«, vergewisserte sich Änny.

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Befehl ist Befehl. Da ich annehme, dass Sie einer anständigen Arbeit nachgehen und sich ausweisen können«, wieder beäugte er ihre Garderoben, »wird man Sie nicht lange behelligen.«

Fanny spürte Panik aufkommen.

»Da unten wird vorsortiert, damit es auf der Polizeidirektion in der Weinstraße nicht zu voll wird.« Der Schutzmann zeigte in die Halle. »Wenn ich nun bitten dürfte!«

Wohl oder übel ließen sich die Freundinnen wie Schafe die Treppe hinunter in die Mitte der Zentralhalle treiben.

Änny nahm Fannys Hand. »Mach kein solches Gesicht. Man

sieht dir aus hundert Meter Entfernung an, dass du dich ertappt fühlst.«

An allen vier Seiten der Halle wurden Tische aufgestellt, an denen sich Schreiber mit Listen niederließen. Von je zwei Gendarmen flankiert. Die vernickelten bayerischen Staatswappen an der Stirnseite ihrer Schutzmannhelme schimmerten im einfallenden Licht, wenn sie die Leute heranwinkten. Einen nach dem anderen.

»Wir haben nichts zu befürchten, Fanny. Reiß dich zusammen.«

Doch Fanny konnte nicht aus ihrer Haut. Vielleicht waren sie keine gewöhnlichen Kartendamen. Keine registrierten Prostituierten, die eine Gesundheitskarte vorweisen mussten, dennoch gehörten sie dem horizontalen Gewerbe an, so wie viele andere hier. Sie verdienten ihr Geld mit ... noch immer vermochte Fanny es nicht auszusprechen, ja nicht einmal zu denken.

Als ihr Bruder aufgehört hatte, zur Universität zu gehen, und sie sich an seiner Stelle als Studiosus Paintner ausgab, war schnell das Geld knapp geworden. Für die Übersetzungsarbeiten, die sie zur Aufbesserung der Haushaltskasse annahm, blieb kaum noch Zeit. Außerdem trug Anton umso mehr Geld in die Wirtshäuser, je weniger er zu tun hatte. Die Apanage der Eltern reichte hinten und vorn nicht mehr. Fanny hätte aufhören müssen, die Vorlesungen zu besuchen. Schon nach wenigen Monaten sollte alles wieder vorbei sein? Sie sollte klein begeben? Wie sie es ihr ganzes Leben lang getan hatte? Nein. Das wollte Fanny nicht.

Wenigstens hatte sie in Änny eine Art Mentorin gefunden. Fanny war aus allen Wolken gefallen, als sie erfuhr, dass die Herren Theaterdirektoren den jungen Schauspielerinnen kaum etwas bezahlten, solange sie keinen großen Namen hatten. Das bisschen, was Änny am Münchner Schauspielhaus verdiente, reichte

nicht einmal für die verlangte pompöse Toilette und die Kostüme, die sie aus eigener Tasche berappen musste. Trotzdem hatte Änny es im Vergleich zu anderen noch gut, denn sie verkehrte in den besseren Kreisen der Gesellschaft. Sie musste sich nicht für ein paar Mark verkaufen und auf der Theresienwiese, im Englischen Garten, am Marsfeld, der Kohleninsel oder den Gasteig-Anlagen die Röcke hochschieben lassen. Sie hatte Kunden, die sich die Illusion einer echten Liebschaft etwas kosten ließen. Einen davon hatte sie Fanny abgetreten. Allerdings erst, nachdem sie auf eigene Faust losgezogen und gleich beim ersten Mal an einen Freier der übelsten Sorte geraten war.

»Wir sind dran.« Änny schob Fanny vorwärts.

»Name, Beruf und Adresse, wenn ich bitten dürfte«, verlangte der Schreiber, ohne aufzublicken.

»Änny Geissler-Lee, Schauspielerin, Amalienstraße 13, Wohnung Nummer drei.«

»Schauspielerin, wirklich?« Nun hob er doch den Blick und musterte Änny über seinen Zwickel hinweg. »Und da kleiden Sie sich wie eine Gouvernante?«

»Tagsüber mag ich es eben schlicht.«

»Derzeitiges Engagement?«

»Münchner Schauspielhaus.«

»Aha.«

Es klang, als beantworte ihm diese Auskunft sämtliche Fragen. Vielleicht war er doch kein gewöhnlicher Schreiber, sondern ein Kriminalschutzmann, und kannte die Schwierigkeiten, denen junge Schauspielerinnen ohne ausreichende finanzielle Mittel ausgesetzt waren. Sein Blick jedenfalls wurde bohrend, und zu Fannys großer Bestürzung machte er ein Kreuz in die Spalte hinter Ännys Namen, die mit »suspekt« überschrieben war.

»Und Sie?«

»Ähm ... Fanny Paintner, also eigentlich Franziska.« Ebenfalls suspekt, wäre ihr fast herausgerutscht, aber sie riss sich gerade noch zusammen. »Selbe Adresse, aber Wohnung zwei.«

»Arbeit?«

Sie zögerte. »Übersetzerin.«

»Für wen?«

»Gerade? Also im Moment ... Ich ...«

»Sie führt ihrem nichtsnutzigen Bruder den Haushalt«, erklärte Änny kurzerhand. »Anton Paintner ist Medizinstudent an der hiesigen Universität. Mit Übersetzungen bessert das gute Kind die Haushaltskasse auf, um die Eltern zu entlasten.«

»Verstehe. Haben Sie irgendwelche Legitimationspapiere dabei? Pass? Arbeits- oder Dienstbuch? Krankenkarte? Bürgerrechtsurkunde? Meinnetwegen auch eine Steuerquittung?«

Änny klopfte suchend jede Stelle ihres Körpers ab. »Ich bedaure.«

Daraufhin zog der vermeintliche Kriminalschutzmann ein recht dickes Geheft heran und fing an zu blättern. Offensichtlich eine alphabetische Liste, denn Fanny sah an der oberen rechten Ecke Buchstaben unter seinem Daumen durchrauschen. Wenn es das war, was sie befürchtete, fuhren sie garantiert mit dem Zeiserwagen in die Weinstraße. Änny hatte mal erwähnt, dass es über sie einen polizeilichen Eintrag gab. Eine Akte. Weil sie ...

O nein! Fanny erstarrte. Nicht auch das noch. Vom Haupteingang eilte jemand auf sie zu. Ein Hüne in Uniform, stattlich wie sonst was. Die blank polierten Reitstiefel glänzten. Es war Ferdinand Schiffer, Schutzmann der berittenen Abteilung. Jener Gendarm, der Fanny schon einmal wegen gewerbsmäßiger Unzucht verhaftet und sie deshalb von der Maximilianstraße durch die halbe Stadt bis vor das Haunersche Kinderspital verfolgt hatte. An Heiligabend 1898.

»Ferdl«, rief Änny erfreut, »dich schickt der Himmel!«
Wohl eher der Teufel. Fanny wollte im Erdboden versinken.
Er blieb stehen. »Was macht ihr beide denn hier?«

»Wir wollten unbedingt mal eine Schwurgerichtsverhandlung miterleben. Ist das verboten?«

Der Seitenblick aus Schiffers melancholischen grünbraunen Augen traf Fanny wie ein Faustschlag. Ein winziges Lächeln stahl sich auf seine Lippen, und einen flüchtigen Moment lang war das Grübchen an seinem Kinn zu sehen. Fanny bekam weiche Knie.

»Müsst ihr euch dafür ausgerechnet die Verhandlung von ...«

Er sprach es nicht aus, aber Änny nahm wie üblich kein Blatt vor den Mund.

»... den Isarhuren aussuchen? Wieso nicht?« Sie zuckte mit den Schultern. »Ist nicht unsere Schuld, wenn man uns deshalb etwas unterstellt.« Sie zeigte auf den Kriminalschutzmann. »Er sucht schon emsig, aber er wird nichts finden. Sag's ihm, Ferdl. Die Schlange ist lang genug, da muss er sich nicht mit uns aufhalten.«

Änny war wirklich eine famose Schauspielerin. Kein Hauch von Unsicherheit, obwohl ihr ebenso klar sein musste wie Fanny, dass ihr Name auf der Liste stand.

Ferdl kämpfte mit seinem Gewissen, man sah es ihm deutlich an. Sein Blick flackerte. Er kannte den Vermerk in Ännys Akte, hatte die Schauspielerin deshalb mehrmals als »stadtbekannt« bezeichnet und Fanny dringend geraten, sich von ihr fernzuhalten. Außerdem wusste er, dass Fanny – bei ihrem ersten Aufeinandertreffen an Heiligabend 1898 noch unschuldig wie ein Neugeborenes – inzwischen auf anderen Pfaden wandelte. Er hatte sie mit eigenen Augen gesehen. Bei ihrer ersten Jagd auf einen gut situierten Freier am Max-Joseph-Platz. Wieso sollte er ihnen helfen?

»Otschlak, lass gut sein. Ich kenne die Damen. Hatte das Vergnügen, ihnen in meiner Zeit als Fahrlehrer das Velozipedieren beizubringen. Die beiden sind harmlos.«

»Wie du meinst, Schiffer.« Otschlak ließ die Seiten der Liste bis zum Z durchrauschen. »Dann nimm deine Velozipedistinnen am besten gleich mit hinaus. Sie können gehen.«

Vor dem Justizpalast fiel Änny dem Gendarmen um den Hals und bedankte sich für die Rettung. Fanny hingegen stolperte vor Erleichterung über ihre Füße, ehe sie etwas Geistreiches von sich geben konnte. Sie wäre der Länge nach auf dem schmalen Kiesweg zum Neptunbrunnen hingefallen, hätte Ferdl sie nicht im letzten Moment am Arm erwischt. Wie ein Schaf stand sie nun vor ihm.

Wieder zuckte ein Lächeln in den Mundwinkeln des Schutzmanns. »Immer noch derselbe Tollpatsch wie früher, was?«

Fand er das lustig? Fanny warf den Kopf zurück und spielte die Gelassene. In der Fahrschule hatte sie sich andauernd blamiert, trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – war ihnen der Gesprächsstoff niemals ausgegangen. Nie zuvor hatte sie sich mit einem Mannsbild so gut verstanden, eine solche Nähe gespürt. Fanny war sich sicher gewesen, dass Ferdl Schiffer ebenso empfand wie sie. Dass er sich in sie verliebt hatte. Doch anstatt von einer gemeinsamen Zukunft sprach er eines Tages von seiner anstehenden Hochzeit. Mit einer anderen. Dieser Idiot. Sie hasste ihn. Sie hasste sich. Dafür, dass sie offensichtlich immer noch nicht über ihn hinweg war, obwohl er eine andere heiratete. Oder schon geheiratet hatte. Wie unter Zwang suchten ihre Augen seine rechte Hand.

Kein Ring!

Sofort kroch ihr ein freudiges Glimmen in den Magen. Am liebsten hätte Fanny sich dafür auf der Stelle eigenhändig geohr-

feigt oder, besser noch, unter Neptuns entblößtem Körper im Brunner ertränkt.

Himmel, Arsch und Zwirn! Wie dumm konnte ein Mensch sein?



Klinikviertel

am frühen Abend | Westflügel, Haunersches Kinderspital, Lindwurmstraße 4

Lululeckte sich genüsslich die Finger. Die Brioche à la Mousse-line hatte Schwester Ursula wieder einmal perfekt hinbekommen. Das buttrige Gebäck schmolz auf der Zunge. Einfach nur himmlisch! Auch die kleinen Pasteten mit Gänseleberfüllung, die Brötchen mit Anchovi- oder Sardellenbutter und vor allem die Käsestangen schmeckten köstlich. Die geladenen Gäste durften sich freuen, und für Lulu hatte sich der Abstecher in die Küche im Souterrain des Kinderspitals allemal gelohnt. Später bei der Einweihung des Diphtheriepavillons klopfte ihr die Mutter garantiert auf die Finger, wenn sie zu oft von den gereichten Häppchen nahm, deshalb hatte sie beschlossen, schon vorher ein wenig zu naschen.

Ein wenig. Na ja. Lulu presste beide Hände gegen ihren Bauch. Sie hätte dem Wunsch nicht nachgeben dürfen. Sonst trug sie nur noch bei abendlichen Gesellschaften und besonders feierlichen Anlässen aufwendige Toiletten mit Korsett. Zum großen Verdruss ihrer Eltern bevorzugte sie neuerdings Reformkleidung. Etwas, das sie im Verein für Fraueninteressen und beim Radfah-